

Kultur & Gesellschaft

Wander-Tipp
Unterwegs auf der
alten Salzstrasse
im Kanton Waadt.

31



Miro Maurer
Warum der Neue
am Neumarkt sein
Studium schmiss.

31



Musikalischer Protest: Das Luzerner Sinfonieorchester spielt in einem Flashmob gegen die kantonalen Sparpläne an. Foto: Thomas Plain

So schlimm ist die Medienblase wirklich

Zehn US-Amerikaner nahmen vor der Wahl an einem «Filter bubble»-Experiment teil. Sie setzten sich ausschliesslich Artikeln der Gegenseite aus.

Alexandra Kedves

«Es ist, als sei man in einem Zimmer mit lauter Paranoikern eingesperrt, die unter akuten Halluzinationen leiden», erzählt Nikki Mungo, eine Liberale aus Missouri. Andra Constantin wiederum, eine konservative Projektmanagerin aus dem Staat New York, hat das Gefühl, in die Trommel einer grossen Gehirnwaschmaschine geraten zu sein: Die ganze Schleuderbewegung sei nichts als ein grosser «Push», um die Welt vor dem schrecklichen Klimawandel zu retten». An dessen Existenz sie zweifelt, versteht sich. So also fühlt es sich an, das Leben in der «filter bubble», der Medienblase – wenn man in der falschen herum schwimmt. Sprich: in der, die einen mit unerhörten Dingen konfrontiert und die eigenen Gewissheiten wegpült.

Dass das postfaktische Zeitalter und seine virtuellen Bestätigungsmechanismen bei der aktuellen Präsidentenwahl eine wichtige Rolle spielen würden, zeichnete sich schon in den Vorwahlen ab; wenn auch noch nicht klar war, wie gross der Einfluss tatsächlich sein würde. Um herauszufinden, wie die Sache eigentlich genau funktioniert und welche Effekte sie hat, entwickelten drei Journalisten ein Experiment, das die britische Zeitung «The Guardian» jetzt präsentiert hat.

Julia Wong, Sam Levin und Olivia Solon suchten zehn US-Wähler – fünf liberale und fünf konservative –, die bereit waren, auf ihre üblichen Nachrichtenquellen zu verzichten und sich im letzten Wahlkampfmonat nur noch in der «bubble» des politischen Gegners zu bewegen. Das heisst: Die Hillary-Unterstützer lasen etwa die rechten «Breitbart News», zogen sich Bill O'Reilly rein und erhielten Links zu Alt-right-Sites, und dies alles über Facebook-Feeds. Trump-Fans ihrerseits mussten sich beispielsweise mit der «New York Times», «Mother Jones» oder «Democracy Now» auseinandersetzen. Kurz: Alle bekamen ein falsches Facebook-Profil, und darüber wurde ihnen jeweils das vorgesetzt, was die entsprechenden Facebook-Feeds selektieren.

«Wie Waterboarding»

Nicht alle schafften es, den krassen «Wohnungswechsel» bis zum Wahltag durchzuhalten. Es sei wie waterboarding gewesen, sagte denn auch einer der Teilnehmer, nachdem er zum ersten Mal dem rechten News-Fluss ausgesetzt worden war. Andererseits hat eine jener acht Personen, die bis zum Schluss dabei geblieben, sogar ihre Wahlentscheidung gewechselt: von Trump zu Clinton. «Mein Sensor verschob sich», bekennet ein republikanischer Rancher und Anwalt im «Guardian»-Artikel. Der liberale Feed habe ihn überzeugt, dass Trump «eine echt schlechte Wahl ist».

Allen Teilnehmern fiel auf, dass die Themen und Nachrichten der Gegenseite meist noch nicht mal im Nebensatz erwähnt wurden; dass die wiedergegebene Realität tatsächlich eine jeweils komplett andere war. Sie bemerkten, dass man keine Chance habe, jemals beide Seiten einer Geschichte zu erfahren. Eine weitere Beobachtung von links wie rechts war: Überall würde die eher nüchterne Berichterstattung ausgefiltert. Stattdessen werde der Leser mit Sensationsmeldungen gefüttert.

«Vielleicht sollten wir aufhören, überhaupt soziale Medien zu haben», resümierte ein überzeugter Liberaler nach dem Experiment. Sie hülften zwar, mit Leuten in Kontakt zu bleiben. Aber vielleicht sei es das nicht wert, angesichts der Tatsache, dass die Menschen durch sie «ihre eigene Wirklichkeit bilden und einen Mob schaffen können».

Es droht ein Streichkonzert

Dem Luzerner Sinfonieorchester befürchtet eine Subventionskürzung, die es in ernsthafte Bedrängnis bringt. Man wehrt sich – mit Musik. Und indem man sich der Diskussion stellt, was ein Orchester wert sei.

Susanne Kübler
Luzern

Der Klarinetist hat genug. Da musste er sich erst mit seinem Solo-Kollegen um den richtigen Ton streiten, dann hat ihn dieser durch alle Virtuositäten hindurch nachgeäfft. Nur widerwillig lässt er sich dann doch zum Weiterspielen bewegen, im Schlussston finden sich die beiden in schönster Terzenseligkeit – bis ihnen das Orchester das finale Glück mit einer eigenen Pointe verdirbt.

So wollte es der Komponist Siegfried Matthus in seinem süffig-witzigen Konzert für zwei Klarinetten und Orchester, das am Mittwoch im Luzerner KKL uraufgeführt wurde. Das Publikum hat sich bestens amüsiert. Und auch die Musikerinnen und Musiker des Luzerner Sinfonieorchesters (LSO) waren mit Verve bei der Sache – obwohl ihnen derzeit wohl nicht zum Spassen zumute ist. Denn mehr als ein Klarinettenwerk beschäftigt sie derzeit ein Streichkonzert, das Ende Oktober aufs Programm gesetzt wurde.

Damals wurde bekannt, dass der Kanton Luzern bei den Subventionen sparen will. Betroffen wären das Theater, das Kunstmuseum, das Verkehrshaus, das Lucerne Festival – und eben das Luzerner Sinfonieorchester (TA vom 28. Oktober). Stimmt das Parlament den Sparplänen am 12. Dezember zu, verliert das LSO 0,5 der bisher 3 Millionen Franken jährlich. Und es verliert damit, so Intendant Numa Bischof Ullmann, jegliche Perspektiven.

Seither wurden auf der Website www.ja-zum-sinfonieorchester.ch 5456 unterstützende Voten deponiert, ein Flashmob fand statt und am letzten Sonntag ein Konzert, mit dem sich das LSO für die breite Unterstützung bedankte. Vor allem aber ist jene Diskussion in Gang gekommen, die Numa Bischof anzetteln wollte: «Es reicht nicht, zu sagen, das Orchester gibts schon ewig, also muss es bleiben. Wir stellen uns der Frage, wie viel dieses Orchester den Leuten wert ist.» Deshalb gibt es vonseiten des LSO kein Skandalgeschrei, keine Beschuldigungen.

Man weiss, dass auch andere schmerzhafteste Schnitte hinnehmen mussten, in der Bildung etwa. Und man weiss auch, dass die Luzerner Politiker die Kürzungen nicht aus Spass planen: Viele haben sich zugunsten des Orchesters geäussert, quer durch die Parteien, auch öffentlich auf der Website. Feinde scheint das LSO keine zu haben; der finanzielle Druck ist trotzdem da.

Mächtiger Konkurrent

Dass Sinfonieorchester sparen müssen, ist eine allgemeine Tendenz, und in der Schweiz sind sie bisher recht glimpflich davongekommen. In seiner Existenz bedroht war einzig das Orchester Biel/Solothurn, das zu einem Projektorchester hätte umgewandelt werden sollen – nach Protesten sah man davon ab. An-

sonsten wurden die Subventionen da und dort gesenkt. Das LSO hat die letzten Kürzungen 2011 erlebt.

Vergleichen lassen sich die einzelnen Fälle kaum. Jedes Orchester hat ein eigenes Finanzierungsmodell, jedes operiert in einer Region mit spezifischen Bedingungen. Sicher ist, dass die Situation des Luzerner Sinfonieorchesters besonders heikel ist: Es hat mit dem Lucerne Festival einen mächtigen Player neben sich. Und die derzeitigen Subventionen von 3 Millionen Franken machen 30 Prozent des Budgets aus – rekordverdächtig wenig. Die meisten anderen Orchester sind zur Hälfte öffentlich finanziert, manche gar zu drei Vierteln.

Numa Bischof beneidet sie nicht: «Ich bin froh um eine hohe Eigenfinanzierung, wenn ich sehe, in welche Richtung

Orchesterszene Schweiz Wer wie viel sparen muss

Bern ist die Ausnahme: Das dortige Symphonieorchester musste in den letzten Jahren nicht sparen, es sind auch keine Sparpläne bekannt. Im Verbundkonzert Theater Bern ist es mit knapp 38 Millionen Franken öffentlich finanziert; das entspricht 80 Prozent des Budgets. Überall sonst wird gespart. Die Kantone und Gemeinden reduzieren die Subventionen, beim Orchestra della Svizzera Italiana hat die SRG die bisherige Vereinbarung per Ende 2017 aufgekündigt. Wie sehr die Massnahmen die einzelnen Orchester treffen, ist teilweise schwer zu beziffern. In St. Gallen und Biel/Solothurn etwa gibt es (wie in Bern) eine gemeinsame Rechnung mit dem Theater. Manche Orchester erhalten Beiträge aus dem Lotteriefonds, die immer wieder anders ausfallen. Die Tendenz, die sich aus den folgenden Beispielen herauslesen lässt, ist dennoch klar:

- Das Zürcher Tonhalle-Orchester erhält derzeit rund 18 Millionen Franken öffentliche Gelder, bei einem Budget von gut 30 Millionen Franken. Im Frühling wird im Stadtparlament eine Motion beraten, in der es um eine Subventionskürzung von 10 oder gar 20 Prozent gehen wird.

- Das Sinfonieorchester Basel (SOB) hat in den letzten Jahren immer wieder mit Kürzungen umgehen müssen. 2016 trat ein neues Orchesterfördermodell in Kraft, das dem SOB als einzigem Basler Orchester Staatsbeiträge sichert; sie wurden aber (bei gleichbleibendem Leistungsauftrag) um 0,5 Millionen Franken auf 7,6 Millionen pro Jahr gekürzt. Das sind rund 50 Prozent des Konzertertrags.

- Beim Musikkollegium Winterthur wurde der Subventionsbeitrag der Stadt Winterthur 2014 um 150 000 Franken auf 3,851 Millionen Franken gekürzt, bei einem Gesamtbudget von 8,68 Millionen Franken. Weitere Sparvorhaben sind nicht bekannt.

- Das Argovia Philharmonic in Aarau hat vor einem Jahr eine Kürzung der kantonalen Beiträge um 15 Prozent erlebt – im Rahmen eines Sparprogramms, das alle kulturellen Institutionen in gleichem Mass traf. Das Budget von 2,5 bis 3 Mio. Franken ist zwischen 50 und 60 Prozent öffentlich finanziert.

- Das Orchestre de la Suisse Romande verlor 2016 einen öffentlichen Anteil von 95 000 Franken pro Jahr. Die Subventionen von gut 19 Millionen Franken decken rund 71 Prozent des Budgets. (suk)

es überall geht.» Aber irgendwann sei bei einer so knappen Subventionierung kein Spielraum mehr übrig. Sponsoren und Mäzene tragen derzeit 3,5 Millionen Franken zum LSO-Budget bei – mehr ist kaum zu holen. Die Karteneinnahmen von 3,5 Millionen sind ebenfalls nicht zu steigern; die Konzerte sind gut besucht.

Beethoven auf dem Pilatus

Auch am Mittwoch war das so, es gab nicht viele leere Plätze im KKL. Keine Selbstverständlichkeit bei einem Programm, das zur Hälfte aus zeitgenössischem besteht (neben der Uraufführung gab es auch noch John Adams' rasanten «Short Ride in a Fast Machine»). Star-solisten waren keine zu vermelden; und der finnische Gastdirigent Hannu Lintu war zum ersten Mal beim LSO zu Gast.

Aber vielleicht sieht man gerade in einem solchen Konzert die Verbundenheit des Publikums mit «seinem» Orchester. Eine Verbundenheit, für die man in Luzern sehr viel tut: mit dem Chefdirigenten James Gaffigan, unter dem das Orchester zu einer eingeschworenen Gemeinschaft geworden ist. Und mit Projekten wie jenem zu Beethovens Klavierkonzerten, das die laufende Saison prägt: Zunächst gab es kammermusikalische Versionen auf dem Pilatus, im Frühling wird man dem LSO für zehn Franken beim ersten Blattspielen zuhören können, später folgen die «richtigen» Konzerte und die CD-Aufnahmen. Solist ist mit Oliver Schnyder der wohl interessanteste Schweizer Pianist derzeit. Da schaut respektive hört man durchaus mit einem gewissen Neid nach Luzern.

Auch am Mittwoch gabs übrigens Beethoven, die 5. Sinfonie. Eine schöne, wenn auch nicht weltbewegende Aufführung: Dass man mit einem neuen Gastdirigenten gleich zu einer eigenständigen Lesart findet, ist unwahrscheinlich. Aber das LSO spielte reaktionsschnell, klangstark, immer wieder hinreissend leise. Es sei ein Orchester mit Seele, sagt Numa Bischof. Im Konzert hörte man, was er meint.